

"Und monatlich spannungslaubend Frank's", sagte Bourrienne lächelnd hinzu.
"Sie sind bewilligt", sagte der Minister. Das Honorar ist zwar ein wenig hoch, doch in Vergleich mit dem — Karrieren und des Staates darf nicht — gepart werden.
"Sehr wahr", sprach Bourrienne mit tiefer Verbeugung. Darauf trennten sich die zwei Angaren. Sie waren zufrieden mit sich.

Die frühliche Jugend.

Wir Erwachsenen sind es gewohnt, an die schöne Jugend, an die glückliche Kindheit wie an ein verlorenes Paradies zurückzudenken. Selbige, frühliche, ungebundene Kindheit und Jugend freude! Du wirst bejungen und gepriesen in Liedern und Sängern und doch — nicht ein jeder Mensch kann auf eine frühliche Jugend zurückblicken.
Möchte man als Schmerzfindar zur Welt, ist es gerühmt für das ganze Leben. Das Auge des Zurückblühenden leuchtet sich, nicht er ein Kind, welches gedreht ist und nicht gehen kann oder gar eines, welches blind seine Straße nicht schimmeln kann auch jene Menschen daran, denen Gedächtnis und Sprache mangelt.
Diesen Gefangenenwärtler laßt sie frühliche Jugend! Aber nicht allein die von der Natur höchstetlich Umwandelten sind es allein, welche dem Sonnenlächeln der Kindheit entbehren. Es gibt noch eine große Anzahl normaler junger Menschen, welche viel zu frühe schon die Schmerzen des Alters erfahren.
Ich erinnere an die Sprößlinge verstorbenen Mädchen, deren Dasein nur als Schande betrachtet zu werden pflegt. Diese Menschen werden oft zu Tode mißhandelt, und waren sie hart genug, körperliche Unbill, Hunger und Entbehrung zu ertragen, so wachien sie zu verblühten, unzufriedenen Menschen auf. Sie wissen nichts von frühlicher Jugend, ihnen war das Paradies der Kindheit verschlossen. Oder doch nicht? Hat sich vielleicht in ihr trauriges Leben ein goldener Sonnenstrahl verirrert? War vielleicht der Schöpfer so gütig, ihnen einen munteren Sinn, ein penigames Herz mit auf den Weg zu geben, daß sie in sich das Bild der Jugend dennoch vertrieben?
Ist es nicht so zu verwundern, wie handgelenk ein solches Kind des Alters anzuwart und sich immer noch ein zeitliches Daseinsfreude zurückbehält.

Die Kinder, welche in geordneten Verhältnissen heranwachsen, sind auch nicht immer am besten daran. Auch von ihnen können manche nicht auf eine frühliche Jugend im späteren Leben zurückblicken. Die Eltern sind sehr oft Schuld daran, daß ihre Kinder um das Beste betrogen werden. Enttäuscht würden sie aufstehen, käme jemand, der es ihnen direkt ins Gesicht sagt, daß sie ihre Pflicht nicht richtig erfüllen. Wie? Was? Inwiefern, ein solcher Vorwurf! „Unser Kinder“, sagen sie, „bekommen ihre Nahrung und Kleidung und werden zu allem Guten angehalten.“ Wie aber werden sie angehalten? Mit unerbittlicher Strenge. Die verächtlichsten Kleinen haben kaum den Mut, laut zu lachen. Sie sollen sich nicht benehmen, sie sollen sich nicht freuen, sie sollen den Vater mit ihrem Gesandten bei der Arbeit, sie bringen mit ihrer Frühlichkeit die nervöse Mutter zur Verzweiflung. Deshalb wird von vornherein jede freie Regung des Kindes innerhalb des Hauses unterdrückt. Was Wunder, wenn dann die jungen Geschöpfe begrämt und ungelassen, sich und betragt werden?
Auch ihnen bleibt die frühliche Kinderzeit fremd. Kommt dann aber erst die Zeit, wo das Kind zur Schule muß, wo der Straube die Klaffen einer höheren Unterrichtsanstalt abholieren soll, dann wird erht recht das Leben schwer. Ein genügen die geistigen Fähigkeiten den Anforderungen nicht, aber der ehrgierige Vater, weiß entsetzt, daß ein Kind durch übermäßige Strenge durchgehen, daß der Sohn das vorgelegte Ziel erreicht. So ein mit Vernein gesättigter junger Kopf, dem selten Zeit zur Erholung gegönnt wird, hat kaum mehr Sinn für die Freuden der Kindheit. Des Lebens Ernst war zu frühe an ihm erprobt. Sochte schlich sich da schon manch ein Knabe aus dem Glende dieses Daseins hinaus und der ungeliebte Vorwurf, zu seinen Schritten ihn getrieben zu haben, blieb seinen Eltern nicht erspart.

Die frühliche Jugend! Wollen wir sie nicht unseren Neigungen gönnen? Gewiß von Herzen! Höre ich da viele antworten. So tut denn auch danach! Erziehete eure Kinder mit Ernst, aber auch mit Mitleid! Nicht damit, daß wir die Kleinen mit Spielzeug und Zuckerrüben überhäufeln, um wir ihnen Gutes. Am Gegenteil, alles Joviel ist angefallen! Man bringe dem Knabe Freuden an der Natur bei, man lerne es Spiel und Blumen kennen. Auch mit dem treuen Hausbunde soll es gute Freundschaft schließen. Wollen die Kinder spielen, so tue man selber mit, das erntet das Kinderbeiz doppelt. Auf Spaziergängen und Ausflügen seien die Kinder unter Begleitung, sie sollen nicht etwa aus Bequemlichkeit zurückgelassen und unangelegentlich Besuche anbetreten werden. Mit Gesellen und Liebe vermische man dem Knabe seine Wartung, man gebe ihm immer mit gutem Beispiele voran. Niemals schlage man das Kind im ersten Jörn, und wenn überaus gepöckelt werden muß, dann soll es nur im äussersten Notfalle und möglich geschellen. Die frühliche Jugend soll den Kleinen nicht mehr als notwendig beibringt und vergällt werden. Das Paradies der Kindheit bleibt ja

oft für den Menschen der einzige Schlüssel, der sein Leben erfüllt und ihm im Kampfe ums Dasein wieder Mut und Kraft verleiht.
D. Megey-Krafft.

Knackmandeln.

Auslösung des Rätsels aus Nr. 32: „Dantoffel“.

Wichtige Lösungen gingen ein. Die Gesamtzahl der Einblendungen betrug 14. Das Rätsel wurde richtig gelöst:
aus Halle von: R. Kapp, Dr. Vera Kadenberg, Bäcker Günther, Franz Kammel, A. Korte, Bruno Vogelsgang, Paul Gerth, Franz Wöhltinger, H. Schöler, Emma Reichle, Marie Geble, Kurt Kuntz, Dr. A. Richter, E. Wille, Anna Berger, Max Wehmer, Max Wittig, Herr Schulmann, D. Pfeiler, Emil Siegmund, Max Gumburg, Franz Krüger, Fritz Göhl, Bertha Seier, Kurt Jorjannus, Fritz Stolze, Bertha Demmig, Gustav Bierbrauer, M. Jüngling, Fr. Wolke, Helene Wante, Ida Reichle, Charlottine Wante, Walter Heutel, Anna Kählund, Werner Kammig, Geopponer Schulze, Anna Schöne, Albe Grafendorff, Margarete Kory, Fritz Diez, E. Kapp.
von auswärts: Paul Pfle, Götten, Gerde, Dürrenberg, Franz Blügger, Weitin, Richard Kählmann, Börsing, Raim Kahlbrink, Schodding, Fr. Schwenters, Deffau, Oswald Godthelm, Börsing, Emil Schmarz, Nietenben, Walter Ulrich, Börsing, Oskar Dietrich, Berningerode, Franz Woll, Dietlin, Wildhans, Karl Göbe, Helwig, Max Kahlbrink, Nietenben, Erich Vanc, Jüngling, Franz Strag, Nietenben, A. Blumenthal, Neuburg, Wilhelm Kählund, Nietenben, D. Woll, Nietenberg.

Die Prämie:

Die letzten Tage von Pompeji von E. L. Vullver entlieh auf Häufiger Günther, hier.

Rätsel.

Vom ist sie wie die Kirchengans, Sie hat kein Stücken Brot im Haus. Ihr Dasein hat nur ein einzig Dach, Es ist kein Jügel auf dem Dach; Doch bitt' ich euch, behalt sie nicht, Verschwendet wäre das Vieh, Das leidet die zarten Herzen nicht. Sie hat der nachstgen Freunde viel, Der Wanderer und das Bäuerlein, Götter u ihr willge Freundschaft ein; Im Luge lenkt sie keiner mehr, Fällt euch vielleicht die Lösung schwer, So helf ich nach, so gut ich kann. Sie ist kein Weib und auch kein Mann.

Prämie: „Wer tat's?“, Roman von C. Tselmann.

Die Auslösung erfolgt in der nächsten Sonntagsnummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger“ mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung“ gelangt sein.

Schachaufgabe.

Schachaufgabe von Dr. A. Bayerdorfer. a b c d e f g h. Chessboard diagram with pieces: White King on e1, White Queen on d1, White Rook on a1, White Bishop on c1, White Knight on f1, White Pawn on g2. Black King on e8, Black Queen on d8, Black Rook on a8, Black Bishop on c8, Black Knight on f8, Black Pawn on g7.

Weiße steht an und legt mit dem 4. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 31. Dreiläger von C. Würzburg. 1. Sc3-d5 1. Lb2-d4 2. Dd1-d4 2. Td1-d4 3. Th3-d4 matt. Auf 1... Kc6 n. 45 folgt 2. Dd1-a2 + u. u. auf 1... f5-4 2. Dd1-d3 u. u. auf 1... Lb2-a3 2. Th1-f4 u. u. auf 1... b2-b3 2. Dd1-b3 + u. u.



Nr. 33 Halle a. S., den 18. August 1912

Das Eigentum des Nächsten.

Stilze von Henry Dubernois. Antiquarische Uebersetzung von M. Doering.

Für Binette galt das Wort „Blumenfräulein“ als der Inbegriff aller ländlichen Freuden. Galton, ihr Verlobter, fand die Leidenschaft seiner jungen Frau für jede Art blühender Pflanzen in der ersten Zeit entzückt. Niemals fehrte das Brautpaar von einem Ausflug ins freie Heim, ohne daß Binette einen Kleinstreub von Gräsern, Feld- und Wiesenblumen mitbrachte, die bereit im handbündelchen, überlittenen Besahne mit Aussehen eines Bündels verpackten Sinn annehmen.
Eines Abends, als Binette auf dem Heimweg von einer langen Nachmittagspartie wieder ihre halbverwelkten Stielblume fest an sich drückte, und ihr fröhliches Gesicht immer wieder in den wirren Strauch der hinterlebenden Gräser brühte, und diesen mehr Anmerkungslos als ihrem Verlobten zumachte, meinte Galton in einer Anspielung von Berger: „Bist doch das weisse Heubündel fort!“
Da sah sie sich mit vorwurfsvollem Blick tiefertrag an und erwiderte mit äthernden Lippen: „Wenn Du mich wirklich noch vergessen hast, würdest Du das nicht von mir verlangen haben!“
Bestürzt und schnell verstimmt lästete er seine kleine Braut auf die schnellenden Lippen.
Mit Ungeduld seufzte Binette sich die ganze Woche dem Sonntag entgegen, den sie stets mit ihrem Galton im freien ausbrachte und dann wie ein Schmetterling von Blume zu Blume flatterte, doch nicht allein, um sich an ihrem süßen Duft zu erfreuen, sondern um sie wohllos einzufangen.
Aber nicht zufrieden mit dem Raub der Walz-, Feld- und Wiesenblumen, plünderete sie mit besonderer Vorliebe die blühenden Heide, die aus fast unfruchtbarem Gelände dornig über Mauern und Eisenriegel umfanden. Um diese Art Blüten zu pflücken, schaute Binette wieder Rüste nach Götter. An nachigen Götternamen und schroffen Mauerwerk kletterte sie, ohne Rücksicht auf ihr zartes Sommergewand, hinauf, um ein paar Goldregen- oder Göttergold- oder ein Büschel wuchernder Mettetrofen zu erhaschen. Ihrem Verlobten fiel bei diesen Experimenten die Rolle des Aufpassers zu, die ihm keineswegs behagte. Nur mit Widerstreben ließ er sich dazu herbei, auf den Stran Wade zu stehen, und seine Braut nötigenfalls vor unliebamen Ueberschneidungen zu warnen.
Wenig es wirklich einem nachigen Gartenbesitzer — häufiger einer viel aufmerksameren „Weiberin“ — die Blütenräuberin zu entzücken, so hatte Binette eine sehr wirksame Verteidigungsformel bei der Hand. Alles, was über den „Keg hängt“, erklärte sie energisch, „gehört dem Vorübergehenden. Ja, man könnte die Baumblätter der überhängenden Heide sogar wegen Befestigung der Passanten, deren Hüte und Kleider durch das Gittergekräuch auf dem schmalen Wege behrobt sind, gerichtlich belangt!“
Diese in sich selbst die vorgebrachte Erklärung ging einer Willensbetrieberin, die ihre Spedetrofen vor Binettes Blütenraub-attacke schätzen wollte, denn doch zu weit, und aufgebracht stieß sie mit zornrotem Gesicht hervor: „Diebstahl bleibt Diebstahl, ganz gleich, ob es sich um Brillanten oder Blumen handelt!“
Galton, aufs peinlichste berührt, hörte schweigen zu.
„So bist mir doch!“ herrschte Binette ihn an, „oder hast Du gar Angst?“
„Oh, diese entsetzlichen Blumenfräulein“, seufzte er verzweifelt, als seine Braut, dem Disput beendend, sich ärgert abwandte und ihn mit sich fortzog.
„Ich verzeihe Dich, Binette. Du wirst uns noch in erste Ungeduldigkeiten bringen. Laß doch diese kindliche Rante endlich sein! Ich verzeihe Dir auch, täglich Blumen zu pflücken.“
„Ach — gestalte Blumen auch nicht!“ schmolte seine Braut; Blumen aus dem Boden bedeuten für mich daselbe, wie für den Säger ein Sale aus — der Marktthale.“
Trotz dieser brästen Erklärung schien Binette von ihrem

Reifung abseilt; wenigstens unternahm sie während des ganzen Monats einen Versuch, wieder Baumblüten zu räubern. Aber eines Sonntags geriet sie beim Anblick einer überhängenden, prächtigen Hortensie wieder in Klaffe:
„Oh, Galton, die herrliche Blüte!“
Galton sah angezerrt nach der entgegengekehrten Seite. Doch Binette ließ nicht nach: „Ach, nur diese einzige Blüte! Schon die Pentstemonen des Büschelns sind geschossen. Es sieht uns niemand. Bitte, bitte — laß mich! — Sag: Du erlaubst mir's doch!“
drängte sie und lästete ihn schmeicheln.
„Na, meinetwegen.“
„Einen Augenblick später hatte Binette die Blüte geschickt abgeholt, sie hat vor Galtons Fröhlichkeit aber wurde die Gartenart geöffnet, und ein weißbrütiger alter Herr trat auf die vor Scham errötete Binette zu.
„Wein Herr“, flüsterte das junge Mädchen, „die Hortensie hing beinahe bis auf die Straße.“
„Lassen Sie es gut sein, mein Fräulein“, meinte der Alte freundlich, „Sie haben wohl die Blumen gepflückt? Wollen Sie meinen Garten besichtigen?“ Er begleitete seine Aufmerksamkeit mit einer einladenden Bewegung gegen das Brautpaar.
„Mein Herr, Sie beschämen und verpflichten mich“, erklärte Galton, während die Gartenart lautlos ins Schloß fiel.
„Sie standen in dem stierlichen Blumengarten, und Binette erging sich in Ausreden der Verleugung.“
„Wein Herr, so viel Sie wollen, mein Fräulein“, sagte der Herr und sagte ergründet hinzu: „Ich gleiche aus, das Grundstück steht zum Verkauf. Wenn es Ihnen beliebt, so kommen Sie am nächsten Sonntag, um sich den Weist der Blumen zu holen.“
„Merkwürdig“, meinte Binette geantwont, „ich wage hier nichts abspülchen. Es läme mich vor, als möle ich sie töten, wenn ich sie bräde. Und wie trauisch es hier ist, so heimlich — als wäre ich in meinem eigenen Anwesen.“
„Ich nehme nur diese eine vollerkühtste Blüte, weil sie doch bald sterben wird.“
Die ganze folgende Woche befand Binette sich in einer Art Traummund, wobei sie sich wandte, überall verfolgte sie das Bild des stierlichen, blühenden Gartens. Doch vergab sie darüber ihre Vorbereitung für die nahe bevorstehende Hochzeit. Galton erriet ihren Herzenswunsch, und da der Alte sehr entgegenkommend war, so wurde man schon am nächsten Sonntag handeisend. Kurze Zeit darauf zog das jungvermählte Paar in das hübsche Dänischen, das zu dem Garten, ihrem neuen Weist, gehörte.
Binette lebte wie im Märchenland. Sie plauderte mit ihren Blumen und Büumen und spielte wie ein fröhliches, sorgloses Kind um die Weite und Wägen.
Eines Abends sah das Ehepaar eng aneinandergerückt auf der Terrasse am Gartensaun.
„Weißt Du noch“, neckte Binette den Gatten, „wie wir das eckelme hier jenseits des Jaunes standen und Du am liebsten ungeduldet würdest, als ich die Hortensie pflücken wollte? Du kletterst Mensch Du nun nicht Du doch ein, daß ein wenig Räubern doch zum Glück notwendig ist.“
„In diesem Augenblick bewegte sich ein Schatten zu ihren Füße.“
„Mit!“ flüsterte Binette, „ich glaube, daß sich jemand an unsere Gien zu schaffern macht.“ Sie erprob sich und blidete, auf den Besen sitzen liegend, über die Mauer.
Richtig, da mühte sich eine Dame, eine überhängende Götteran zu erlangen. Ein Herr stand mitten auf dem Wege und so spähen umher — genau wie einst Galton.
„Das ist doch unerhörte!“ seufzte die erzürnte Binette, es o-würde mir weh, als ich nicht schämen, andere zu beschämen.“
„Machen Sie doch keinen Raub wegen der paar Blätter“, meinte die Dame, und ihr Begleiter begünstigte: „Wir sind bere, sie Ihnen zu bezahlen. Komm, Götter, ich habe Dir glet gezeigt.“
Das Paar verstand hinter der Begleitung. Galton ließ laut auf, aber Binette biß sich ärgert auf die Lippen.

Druck und Verlag: Verlag des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis Verlag von M. Antkowiak — Verantw. Redakt.: Anton Böhl, Halle a. S.

Am folgenden Morgen überraschte Gaston seine junge Frau in der Küche bei einer unvorhergesehenen Besichtigung; sie hielt einen zerbrochenen Becher in den Händen, mit dem sie den an der Wand überhängenden Esstisch bestreute.

„Was ist das?“ fragte er zerknirschend.

Sie wandte ihm ihr Antlitz zu, aus dem ihre Wangen im zornigen Aufsteigen aufleuchteten: „Was ist das? Ich habe meine nach der Straße hängenden Pflanzen mit schwefelhaftem Kupfer, Wasser und ein wenig Essig, der läuft Gefahr, sich dabei zu verflüchtigen. Ich werde die unverschämten Pflanzenmörder schon lehren, anderer Leute Eigentum zu achten!“

Epizyben.

Eine Epizybe aus der Zeit des Ersten Napoleon.

Die Gefandts-Einfolge Josephinens mit Napoleon, die einst mit so rauschenden Worten begonnen hatte, war zu einem recht mäßigen Moderato abgeflaut. Mit der zunehmenden Gewißheit, daß Josephine niemals die Erwartungen des Kaisers und des französischen Volkes auf Fortsetzung der Dynastie Bonaparte erfüllen werde, wuchs zugleich das große Geheimnis ihres Lebens, die Furcht vor der Scheidung. Es ist bekannt, mit welchen Bewußtseinssmitteln sie dieses Ereignis, das für sie die Bedeutung einer Katastrophe hatte, abzuwenden versuchte. Unter allen denen, die die Bewegungen Napoleons so mit Argwohn beobachteten, war niemand raffinierter als Josephine. Niemand konnte eine so feine Kenntnis auch der geheimsten den Kaiser betreffenden Dinge haben, als eben die Kaiserin. Der Gedanke nun, dieses Wissen für die Zwecke der politischen Polizei auszunutzen, was wohl an sich von einer gewissen Nützlichkeit gewesen sein, aber dennoch den Verhältnissen unangemessen nicht eben so fernlag. In die Zeit unruhigen, das heißt das schmerzliche der rücksichtslosen, war keinem Mittel zurückzuführenden Art Fouchés, dieses geriebenen auf dem Spindel, der selbst das Unangenehme fertig brachte, Josephine gegen ein festes Monatsgehalt als Spion über den Kaiser, ihren Gemahl, anzuustellen.

In jener Zeit war Herr Bourrienne Schwabsekretär des Kaisers. Er war ein sehr geschickter Mann und es durch nichts zu bezugende Arbeiterfeld. Napoleon hat wohl in einem ergebenen Mann in seiner Umgebung gehabt. In jedem Dienst war er zu jeder Zeit bereit, dabei war er ein Mann von scharfem Verstand, brüderlich, ein feiner Menschennatur und belag nicht nur die Geheimnisse eines Diplomaten, sondern auch die eines Kammerdieners. Napoleon war ihm sehr genogen und benutzte seine Urteil oft höher als das seiner Minister und war befriedigt, durch die stille distrete Art, in der Bourrienne stets zur Hand und doch niemals lästig war.

Eines Abends, während einer Gesellschaft, geschah aber Herr Bourrienne das Unglück, die Aufmerksamkeit der Kaiserin nur mit halben Ohren zu hören. Ihm fand er auch in diesem Augenblicke Worte der lebhaftesten Antipathie, Napoleon aber belien seines Ohr nicht umsonst gekräftigt war, hatte aus den Worten seines Sekretärs eine Bestimmtheit herausgehört, die er in seinem Dienste nicht ertragen konnte. Bourrienne, ganz von dem aufregenden Gedanken in Widerspruch genommen, wußte selbst nicht genau, ob er zu wenig oder zu viel gesagt hatte und war sehr konterniert, als ein kurzer ungeduldiger Wink Napoleons ihn schnell und deutlicher Angelegenheit entließ.

Herr Bourrienne hatte an jenem Abend an seiner Bestimmtheit einen nicht unwichtigen Grund. Er hatte eine Entdeckung gemacht, die seine Herren altert und ihn für die Vorgänge des heftig empfindlich machte. Schon lange hatte es mit stillen Ormen empfinden, wie aus den überrollen Massen Napoleons, deren Millionen nur so zerrannen, nichts in seine eigene Tasche floß. Er hatte es auch wohl gemerkt, wie ein betrügerlicher Teil dieser nicht leichte Aufgabe hatte, stets alles zu wissen, und von allen Dingen an Hofe, in Paris, in Frankreich, in der Welt unterrichtet zu sein. Das Geheimnis nun, das Herr Bourrienne an diesem Abend ermittelt hatte und das ihn nun die Feuer brannte, und ihn rühmte durch die Galt recht, bestand aus einem einzigen Worte, das er, auf einem schmalen Kärtchen, in seiner Hand hielt, in seiner Brusttasche gefunden, und dieses Wort hieß Josephine.

In einem stillen Seitengange starrte er noch immer rasselnd den häufig hingeworfenen Namen an, als sich eine leichte Hand auf seine Schulter legte. Nicht anders als ein entzerrter Säuber, alternd und erlösend, wandte er sich um und sah sich einer Dame gegenüber, nicht mehr ganz jung, mit einer etwas raffiniert fortrückten Braue. Da lächelte er erlösend:

„O Madeline, wie Sie mich erschreckt haben!“
 Die Dame stampfte zornig mit dem Fuße auf.
 „Wie oft soll ich Sie daran erinnern, mich in den Tuilleries nicht Madeline zu nennen!“
 „Ah, Sie haben recht, Madame de Guisnot. Ich vergesse mich, wenn ich Sie sehe.“
 „Ich finde, Sie vergessen mich, wenn Sie mich nicht sehen,“ sagte die Dame schmolend.
 Bourrienne lächelte.

„Ah, Madame, das ist ein artiges Wortspiel, doch es trifft nicht zu.“
 „Nicht? Lassen Sie sehen — wann waren Sie zuletzt bei mir? — es war heute vor zehn Tagen.“

„Es mag sein. Aber — ich finde, daß Herr de Guisnot eigentlich eine Antin verdient, die mit Ihren Gedanken bei ihm ist. Ich glaube mich aber zu erinnern.“

„Sie sollen sich an nichts erinnern — Sie sollen überzeugt sein, daß ich sehr häufig an meinen Wanken denke — er ist nämlich seit drei Tagen an dem Wege nach Spanien.“

„Ah — in der That! Aber — das ist doch vielmehr ein Grund zu verzweifeln, als ein Grund zu freuen.“

„O, wenn der Gatte ungleich der einzige Freund ist —“
 Darauf ließ sich Herr Bourrienne vor Frau de Guisnot auf ein Knie nieder, küßte ihre Hand und sprach:

„Ich werde morgen so glücklich sein, Sie in Ihrem Hause sehen zu dürfen.“

Frau de Guisnot neigte das Haupt.
 „Ihrer Stimme einen süßen Klang zu geben, und ihr nach einem Augenblick des Schweigens mit einem leichten Entrinnen fortzuziehen.“

„Apropos, Herr Bourrienne, ich ertrappe Sie ja wohl bei der Bekümmerte eines Liebesbriefes?“

„Ah, nein, Madame, ich war mit Ihrem Bittel beschäftigt. Sagen Sie mir doch, Herr Minister, wollen Sie —“

„Josephine von Beauparais — die Kaiserin?“

Frau de Guisnot unterdrückte ihr, indem sie ihm die Spitze ihres Fächers auf die Lippen drückte.

„Unvorsichtiger! — Neben mir morgen darüber.“

„Nicht doch, Madame, reden wir unvorsichtig darüber. Sie ahnen nicht, wie sehr ich mich die Mühen hab.“

„Dann weshalb nicht hier, solange Sie mit durch diese Seitenlinie in den Park. Die Majestäten haben (oben das heißt verlassen, man wird mich also wohl so bald nicht vermissen. Ah, diese gräßlichen Feste! Man stirbt vor Hungermilde. Aber von denen, die damals in Malmaison waren, hätte an eine solche Wandlung gedacht!“

„Angewiesen war das Paar in den Park und zu einem stillen Kostell gelangt, wo sie, vor unwillkommenen Fragen sicher, neben einander auf einer schmalen Marmorbank Platz nahmen.“

„Und nun, meine Leure, sagen Sie mir, was bedeutet der Bittel?“

„Sie wünschen doch von mir den Namen jener Persönlichkeit zu erfahren, durch die der Polizeiminister so genau über die intimsten Dinge aus dem Leben des Kaisers unterrichtet wird.“

„Ganz recht. Aber Sie wollen doch nicht fragen, daß sie, die Kaiserin?“

„A ja, lieber Freund. Die Kaiserin Josephine erlöst von Fouchés täglich tausend Franken, dafür gibt sie ihm genaueste Auskunft über die täglichen Bewegungen des Kaisers.“

„Aber — Madame — das ist ja —“ stammte Bourrienne, und mit beständigem Kopfschütteln leigte er hinzu:

„Mein, nein, ich kann es nicht glauben.“
 „Es ist die Wahrheit,“ sagte Frau de Guisnot fest.
 „Woher wissen Sie es?“

„Da blühte sie zur Seite und spielte mit ihrem Fächer.“

„O, ich erlaube es auf eine etwas seltsame Weise. Von Herrn Fouchés selbst. Das heißt, ohne sein Wissen. Er war eines Tages in anferem Hause — und —“ er war sehr stillen Stimmungen unterworfen, die eigentlich einem Minister der Polizei fremd sein sollten —

„Aur, Madame, er war in Sie verliebt,“ fuhr Bourrienne gereizt dazwischen.

„O nein!“ widersprach die Dame mit einem engelhaften Augen-ausschlag. „Mein Mann war bei dem Reichs-Präsidenten, Herr Fouchés ließ aber bei seinem Fortgang sein Portefeuille liegen.“

„Unerschlossen?“ rief Bourrienne mit einem gierigen Blick.
 „Ah — nein, es war leider verschlossen. Dennoch — aber das ist ja alles ganz nebensächlich. Sie dürfen sich darauf verlassen, daß ich Ihnen die Wahrheit berichten. Ah, kann es beschwören.“

„Das ist mir mehr, als ich verlangen dürfte,“ sprach Bourrienne mit einem stillen Alenzug. „Und dann mit einem süßen Augenblinzeln: „Madame, ich danke Ihnen.“

„Ei, hier dürfen Sie Madeline zu mir sagen,“ flüsterte sie mit einem begabenden Lächeln.
 Da ließ er sich neben ihr auf ein Knie nieder, nahm ihre Hand und küßte sie.
 „Meine teure Madeline, Sie haben mich glücklich gemacht.“

Wenn Napoleon mit Plänen umherging — und er ging fast stets mit Plänen umher —, so unterließ er nicht, seinen Kopf, und Raschheit. Dann kam er wieder in die Welt noch Schlaftrübe. Dann war er eine Arbeitsmaschine — und das gleiche mühte bei sein, die um ihn waren. Es war nicht leicht, Napoleons Privatsekretär zu sein, und Menval, der gewiß ein tüchtiger Mann war, wurde in seinem Dienste schnell aufgegeben. Er brach nicht nach vierzigstündiger ununterbrochener Arbeit neben seinem Schreiber, demütig zusammen und wurde, um sich zu erholen, Privatsekretär bei Maria Louise.

Als Bourrienne nach seiner Unterredung mit Frau de Guisnot

ins Schloß zurückgekehrt war, wurde ihm gesagt, der Kaiser verlangte ihn und den Minister Fouchés ununterlässig zu sprechen. Die Nachricht übertrug ihm keineswegs, er hätte sie erwartet und wußte, warum es sich handelte. Er beehrte sich und traf den Minister im Vorzimmer des Kaisers, wo trotz der späten Stunde der Marschall Massena, Jeanne Maret, der Sekretär von Massena und Chaptal, ein Chemiker von Bedeutung, antischambrierter. Chaptal stand zu jener Zeit dem Kaiser noch bei weitem nicht so nahe, daß Bourrienne, als er jenem die Hand drückte, Grund zu dem Gedanken gehabt hätte, dieser Mann werde einst sein Nachfolger sein.

„Ich bin Sie kommen,“ sagte Fouchés in der ihm eigenen, etwas mürrischen Weise, „und habe dem Kaiser sagen lassen, wir erwarteten seine Befehle.“

„Sehr wohl, doch vorher muß ich ein paar Worte mit Ihnen unter vier Augen reden.“

„O, mein Herr, man wird uns sofort rufen.“

„Um so notwendiger ist es, daß wir uns zuvor einigen.“

Die Kaiserin der Zeit verbietet mir eine wohlgeleitete Einseitigkeit. Ich dürfte das unter uns überflüssig sein. Kurz — ich biete Ihnen meine Dienste an.“

„Ihre Dienste?“ fragte Fouchés und betrachtete Herrn Bourrienne mit ein wenig zusammengekniffenen Augen. „Von welcher Art von Diensten reden Sie?“

„Die Art, die Herr Minister, fordert von Ihnen, daß Sie stets über alle Dinge, die den Kaiser betreffen, unterrichtet sind. Ich weiß, daß sich viele vertrauenswürdig Persönlichkeiten aus den verschiedenen Stellen in Ihren Diensten befinden. Eine aber, die dem Kaiser besonders nahe ist, befindet sich noch nicht in Ihrem Sinne.“

„Sie meinen sich selbst?“

„So ist es. Und ich helfe Ihnen hiermit mein Wissen und meine Erfahrungen zur Verfügung.“

„Um. Darf ich fragen, ob Ihre Anerbieten lediglich Ihrer Sorge um das Wohl des Kaisers und des Staates entspringen?“

„Dann grüßen Sie mich wenigstens. Andererseits will ich nicht leugnen, daß ich den Wunsch habe, meine Finanzen ein wenig zu reorganisieren.“

„Ich verstehe,“ sprach der Minister mit einem knappen Lächeln. „Wie hoch ungefähr möchten Sie Ihre Dienste bemerkt sehen?“

„Nun, sagen wir anzunehmend Franks für den Monat.“

„Um, mein Herr, das ist keine geringe Summe, versteht Fouchés kopfschüttelnd.“

„An sich freilich nicht,“ doch Bourrienne anschließend zurück. „Wenn man jedoch in Betracht zieht, daß Ihre Majestät die Kaiserin pro Tag tausend Franks bezahlt für Dinge, die doch nur von untergeordneter Bedeutung sind, so ist meine Forderung, meine ich, nicht zu hoch.“

„Er hatte seinen Trampf sehr geistig ausgepielt, denn er sah, daß Fouchés nicht sofort beieinen konnte.“

„Dah Ihre Versicherung, die Kaiserin betreffend, durchaus unzutreffend ist, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu bekräftigen.“

„Ah, nein, das wäre ganz überflüssig, denn mir ist das Gegenstück durchaus bekannt. Aber ich verleihe Sie vollkommen — die Sache beantracht Discretion. Sie dürfen weder ausprechen noch ausgeben, was ein Geheimnis bleiben soll. Ich verlange darum auch nicht, daß Sie ausgeben, der Kaiserin täglich tausend Franks für Spionagedienste auszusuchen. Aber Sie leben, daß ich gut informirt bin.“

„Ich zweifle nicht im mindesten daran, daß Sie gut unterrichtet sind, obwohl ich Ihre völlig unzutreffende Versicherung über die Kaiserin nicht als Beweis gelten lassen kann.“

„Dann will ich Ihnen einen anderen Beweis geben. Ist Ihnen vielleicht bekannt, an welchem Bredel uns der Kaiser heute abend hat ruhen lassen?“

„Nein — wissen etwa Sie das?“

„Ja, es handelt sich um die Firma Coulon freres, die sich bei der Rechnungsauflistung über eine Armeelieferung um beinahe zwei Millionen — hm, sagen wir gerirt hat. Wissen Sie davon nichts?“

„In der That — nein — kein Wort,“ stotterte Fouchés. „Diese Angelegenheit gehört nicht in mein Ressort.“

„Glauben Sie mit dieser Ausrede vor dem Kaiser bestehen zu können?“ fragte Bourrienne mit einem Spottlächeln.

„Nebenalls gäbe ich viel darum, in der Angelegenheit unterrichtet zu sein.“

„Dann rate ich Ihnen folgendes: Nagen Sie schamhaft einen Privatdiener zu Ihrer Bureauarbeit, der die Rechnung, nach in dieser Stunde das Handelsbureau Ganten freres schließen, die Bücher beschlagnahmen und auf Herrn Bureau während der folgenden Nacht prüfen zu lassen. Sie können dann auf die Frage des Kaisers ruhig antworten. Sie setzen orientirt und hätten das Erforderliche bereits veranlaßt.“

„Ich werde sofort nach Ihrem Rat handeln,“ sagte Fouchés. „Sie geben mir Ihr Wort, daß ich mich auf Ihre Angaben verlassen kann.“

„Mein Ehrenwort.“
 „Und, ich danke Ihnen.“

Eine Viertelstunde später fanden die beiden Herren im Cabinet des Kaisers. Napoleon blühte, die Arme auf der Brust verkräftigt, auf den Schreibtisch vor sich nieder. Auf seinem Gesicht lag jener Ausdruck, den seine ganze Umgebung sehr unliebbar kannte, wo dem alle, die sich eines Vergehens oder einer Verletzung schuldig machten, erwiderten.

„Das waren schöne Minuten. Beim Eintritt der beiden Herren hatte der Kaiser sie nur mit einem ganz kurzen Blick über halb herabgelassenen Augenlidern hervor getreift. Seitdem stand er schweigend am Tische, ohne von ihrer Unwesenheit Notiz zu nehmen. Neugierig fanden Minister und Sekretär.“

„Wichtig hob der Sekretär mit einem Ausdruck des Haupt.“

„Nehmen Sie mir doch, Herr Minister Fouchés, wahr, wir untere teure Politik haben.“

Herr Fouchés hatte Fragen dieser Art schon öfter zu hören bekommen und war als vorsichtiger Mann immer darauf vorbereitet. So sagte er denn auch jetzt ohne Hören sein gut gelerntes artiges Sprüchlein:

„Dem Vaterlande zum Wohl, dem Bürger zum Schutze, dem Kaiser —“

„Der erhab Napoleon mit einer seltener Bewegung voll Ungebundenheit und Horn die Hand, und Herr Fouchés verflumte, bevor er postuliert werden konnte.“

„Das ist Unfug, mein Herr. Man sündigt nicht, bräutigamlich dem Kaiser, und untere Politik, die uns die Galt sehr viel Gutes thut, hört und sieht nicht.“

Herr Fouchés sank mit gut gemunter Bestätigung ganz in sich zusammen.

„Ich wäre ein unglücklicher Mann, wenn der schwere Vorwurf, den Em. Majestät da ansprechen, zuträfe. Wenn Em. Majestät die Gnade haben wollen, mir anzudeuten, was die Fehler sind, die Sie haben, werden, mir anzudeuten, was die Fehler sind, die Sie haben, werden, mir anzudeuten, was die Fehler sind, die Sie haben, werden.“

„Ich bin bemüht, ständig einen Ueberblick zu haben, obwohl dieser Ueberblick der Verwaltung nicht zu meinem Ressort gehört.“

„Geben Sie schon je etwas davon gehört, daß bei den Rechnungen über diese Lieferungen Fehler vorkommen?“

„Gnädig, Majestät. Ich habe gerade in den letzten Tagen die Entdeckung gemacht, daß das Handelsbureau der Schreiberei Loulou sich in der Rechnung über eine Lieferung für die Stallarie um einen enormen Betrag — ich schätze an die zwei Millionen — um Schaben der Regierung gerirt hat.“

„Warum legen Sie mir das erst jetzt?“

„Weil ich nicht halbwegs klären Affären der Em. Majestät erörtern mochte. Ich habe übrigens erst eben mit Herrn Bourrienne einen enormen Betrag — ich schätze an die zwei Millionen — um Schaben der Regierung gerirt hat.“

„Welche sind das?“

„Ich habe das Hans schrieben und die Bücher der Firma beschlagnahmt lassen.“

„So — aber darin scheint mir eine Ueberdeutung Ihrer Einisch beizuliegen zu liegen. Sie können Sie ein offenes Handelsbureau einisch schließen lassen, solange Sie nicht die Beweise eines verübten Vergehens haben.“

„Den Einwand, Majestät, habe auch ich erhoben. Inndes kommen hier alle Gesichtspunkte in Betracht, die meinen Schritt rechtfertigen würden. Em. Majestät wissen, daß man sich bei Coulon freres schon öfter gerirt hat — und immer zum Schaden der Regierung.“

„Sehr wahr,“ sprach Napoleon mit einem bösen Lächeln.

Außerdem habe ich, um den Geschäftsgang der Firma nicht zu führen, die Schließung des Bureaus und die Beschlagnahme der Bücher erit heute abend vornehmen lassen. Während der Nacht werden die Bücher alle genaueste geprüf und falls kein Versehen, sondern nur ein Fehler vorliegt, morgen abend der Firma wieder ausgehellt.“

Napoleon schwing einen Augenblick, dann wandte er sich mit einem scharfen Blick an seinen Sekretär.

„Sollten Sie für möglich, Herr Bourrienne, daß man sich in einem geordneten Handelsbureau zwei Millionen irren kann?“

„Das ist sehr schwer zu sagen, Sire. Wäre ich Herr Coulon, so würde mich dieser Fehler sehr in meiner Uere trüben.“

„Und mit Recht,“ sprach Napoleon. „Ich muß Ihnen zugehören, Herr Minister, daß Sie unvorsichtig gehandelt haben, wenn auch nicht ohne geschäftlich, was Ihre Komptens betrifft. Doch die Affäre gehört mir in guten Händen an. Gehen Sie mich bald mit Ihren weiteren Ermittlungen in Kenntnis.“

Damit waren die beiden Herren entlassen.

„Nun, was sagen Sie?“ fragte Bourrienne, als sie dranhien waren.

„Ich bin Ihnen lebhaften Dank schuldig,“ sprach der Minister. „Außerdem habe ich mich überzengt, daß Sie mir in der Uere schätzbarer Dienste leisten können. Ich nehme daran sehr Ihr Ansehen.“

„Er reichte Bourrienne die Hand.
 „Auf Treu und Glauben also und strengste geeneitliche Discretion.“

